

Wolfgang Hien, Kranke Arbeitswelt.

Müller. Veronika

In: Sozial.Geschichte Online / Heft 24 / 2019

Dieser Text wird über DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt.

Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

Link: <https://duepublico.uni-duisburg-essen.de:443/servlets/DocumentServlet?id=47950>

Rechtliche Vermerke:

lizenziert nach [\[Creative Commons – CC BY-NC-ND 3.0\]](#)

Wolfgang Hien, *Kranke Arbeitswelt*. Ethische und sozialkulturelle Perspektiven

VSA Verlag: Hamburg 2016. 200 Seiten, € 16,80

Wolfgang Hien ist Arbeits- und Gesundheitswissenschaftler. Er betreibt das „Forschungsbüro für Arbeit, Gesundheit und Biographie“ in Bremen, ist als Sachverständiger unter anderem für Gewerkschaften tätig und Lehrbeauftragter am Studiengang Public Health der Universität Bremen. Mit *Kranke Arbeitswelt* präsentiert er einen kritischen Abriss der Sozialgeschichte der Arbeitsmedizin und der gesellschaftlichen Bewertung von Arbeit. Das Buch besteht aus fünf thematischen Blöcken, die einen Bogen schlagen von der Geschichte der Arbeits- und Sozialmedizin (Kap. 1) über die verschiedenen Varianten des modernen Zugriffs auf die Arbeitskraft von Menschen (Kap. 3) bis hin zum „Eindringen der Arbeitswelt in die Körperlichkeit“, einem eher sozialphilosophischen Teil in Kapitel 5. Die Kapitel 2 und 4 können als empirische Belege zu den theoretischen Erörterungen gelesen werden: Kapitel 2 stellt dar, wie sich die Geschichte von Public Health und seiner ethischen Grundlagen im Sozialrecht manifestiert hat, Kapitel 4 belegt anhand von Studienergebnissen Veränderungen in der Arbeitswelt am Beispiel Krankenhaus.

Der Reihe nach: Der *Einstieg* des Texts zeichnet nach, wie sich abstrakte philosophische und gesellschaftstheoretische Grundlagen in einer daraus abgeleiteten Handlungsmoral manifestieren. Die dazu skizzierte Geschichte von Public Health zeigt sehr eindrucksvoll auf, wie zum Beispiel utilitaristische Staatsphilosophien, welche die Verwertbarkeit von Individuen zur Beurteilungsgrundlage erhoben, in eine Handlungspraxis mündeten, die eine unterschiedliche Behandlung von „wertvollen“ und „minderwertigen“ Menschen ermöglichte und legitimierte. Das daran anschließende Kapitel „Geschichte der Arbeitsmedizin“ verdeut-

licht, wie diese utilitaristischen Grundprämissen im Zeitraum zwischen Monarchie und Gründung der BRD die Entwicklung der Konstitutionslehre begünstigten, welche jahrzehntelang den Umgang mit arbeitsbezogenen Gesundheitsrisiken prägte: Die Gründe für Erkrankungen von Arbeitern und Arbeiterinnen wurden ausschließlich in der Konstitution und dem Lebensstil der Erkrankten verortet. Mit einem Blick auf die Arbeitsmedizin im Nationalsozialismus wird die Kontinuität dieser Entwicklung deutlich: Es entsteht das Bild einer Arbeitsmedizin, die sich in keiner Weise um die Gesundheit der Arbeitenden sorgte, sondern Gesundheit lediglich als Produktionsfaktor betrachtete, den es galt, möglichst kostengünstig zu halten.

Im *zweiten Kapitel* geht es um die beispiellose Verantwortungslosigkeit der Arbeitsmedizin im Umgang mit Asbest. Man mag angesichts der Schilderung der dramatischen Folgen einer Asbestexposition kaum glauben, dass bereits in den 1920er Jahren Forschungsergebnisse vorlagen, welche ihre lebensbedrohlichen Folgen belegten. Verboten wurde die Verwendung von Asbest in Deutschland erst 1993! Die eindringlichen Darstellungen des Leidens der Arbeitenden einerseits und der menschenverachtenden Reaktionen der arbeitsmedizinischen Strukturen und der Verantwortlichen andererseits erschüttern beim Lesen und verdeutlichen nochmals, dass es der Arbeitsmedizin mitnichten um die Gesundheit der ArbeiterInnen geht.

In *Kapitel 3* werden neue Entwicklungen in der Arbeitswelt thematisiert. Wie in den vorangegangenen Kapiteln, so soll auch hier die Kontinuität des herrschaftlichen Denkens offengelegt werden. Der Autor lenkt im Unterkapitel „Der kalkulierte menschliche Kollateralschaden“ den Fokus auf verschiedene Definitionen des Terminus „Persönlichkeit“. Zunächst wird in einem kurzen Abriss die „klassische“ ArbeiterInnenpersönlichkeit dargestellt als eine, der idealerweise die Balance zwischen den von außen an sie gestellten Rollenanforderungen und dem „leiblichen Selbst“ gelang. Daran anknüpfend geht es im Weiteren um den neuen Zugriff (der Arbeitswelt) auf das „Innere“ der Produktivkräfte, mit dem Ziel der Selbstoptimierung, sodass das Ausba-

lancieren von „leiblichem Selbst“ und äußeren Anforderungen nun deutlich zugunsten des zweiten verschoben wird. Kritisch anzumerken ist hier, dass bei Beispielen für das „alte Modell“ auf ArbeiterInnenrealitäten zurückgegriffen wird (S. 87, Beispiel Fließbandarbeit), während sich die Beispiele für das so genannte „neue Modell“ allesamt im Bereich der Angestellten bewegen (S. 83, Beispiel Softwareentwickler). Somit bleibt fraglich, ob sich hier tatsächlich eine chronologische Abfolge zeigt oder ob es sich um zwei zeitgleich parallel existierende soziale Realitäten handelt.

Der Abschnitt „Restrukturierungen – schicksalhaft gegeben?“ beleuchtet am Beispiel dreier verschiedener Branchen (Werft, Pflege, IT) die jeweiligen Veränderungen, mit denen die dort Arbeitenden konfrontiert sind. Trotz aller Unterschiede wird deutlich, dass die Belastungen und Anforderungen überall steigen, eine Verhandlung darüber zwischen ArbeitnehmerInnen und Arbeitgebern nicht möglich ist und sich die Zumutungen des Arbeitsalltags in psychischen und physischen Erkrankungen sowie einem Rückzug ins Private durch Frühverrentung oder auch „Weg-Qualifizieren“ (insbesondere im Pflegebereich) niederschlagen. Zum Beleg des krank machenden Potenzials von Restrukturierungen wird auf einschlägige Studien verwiesen. Die Antwort der Professionen, die mit den physisch oder psychisch erschöpften oder gar erkrankten Menschen konfrontiert sind, zielt jedoch, so Hien, nicht auf die Thematisierung der krank machenden Strukturen, sondern auf die individuellen Fähigkeiten und Ressourcen der betroffenen Individuen.

Im Abschnitt „Paradoxien der betrieblichen Gesundheitspolitik – und mögliche Auswege“ diskutiert der Autor aktuelle Arbeitsbedingungen aus dem Blickwinkel der betrieblichen Gesundheitsförderung und des Gesundheitsschutzes. Aktuelle Thesen zur Wahrnehmung der neuen Arbeitswelt diagnostizieren ein völliges Aufgehen der Arbeitenden in den beruflichen Aufgaben und Anforderungen. Nach Ansicht von Hien liegt der großen Anzahl von Menschen, die in untergeordneten Positionen arbeiten, jedoch kaum etwas ferner, als sich mit ihrer monotonen und auszehrenden Arbeit zu identifizieren. Doch auch wenn die These

von der Verinnerlichung der Verwertungslogik für einen Großteil der ArbeitnehmerInnen anscheinend nicht zutrifft, ein aktives oder gar kollektives Aufbegehren kann der Autor dennoch nicht ausmachen. Sein ernüchternder Befund: Ein Lohn, der nicht zum Leben reicht, wird häufig durch „freiwillige“ Nacharbeit kompensiert und unzumutbaren Arbeitsbedingungen (Stress, Hektik, Mobbing) wird mit einer „Flucht vor der Tagschicht“ (S. 115) begegnet, weil die dortigen Bedingungen als zu belastend empfunden werden.

Dass von Seiten des betrieblichen Gesundheitsschutzes keine Antwort auf die aktuellen Probleme und Zumutungen zu erwarten ist, wird auf den Seiten 116–119 deutlich. Die vorhandenen Instrumente zur Überprüfung „guter“ Arbeit, so kritisiert Hien, belegten beispielsweise zunehmende Verantwortlichkeit der ArbeitnehmerInnen – was prinzipiell als ein positiver, gesundheitsförderlicher Aspekt von Arbeit betrachtet wird –, ließen aber die eigentlich relevanten Aspekte, die aus einer verantwortungsvollen Tätigkeit eine gesundheitsförderliche machen, außer Acht.

In den dieses Kapitel abschließenden Ausführungen zu möglichen Auswegen und Perspektiven bezieht Hien sich zunächst auf die These des Veränderungspotenzials durch Digitalisierung. An dieser These bemängelt er, dass sie für die reale Veränderung von Machtverhältnissen durch virtuelle Medien keine konkreten Szenarien liefert. Als mögliche Auswege oder Umgehensweisen mit den überbordenden Arbeitsanforderungen schlägt Hien altbekannte „kleine Fluchten“ vor: Krankenschreibung, Arbeiten verschleppen, Tätigkeiten übersehen.

In *Kapitel 4* werden anhand von Ergebnissen einer qualitativen Studie des Autors die Arbeitsbedingungen von Pflegekräften und ärztlichem Dienst in einem Krankenhaus geschildert. Bedrückend klar werden hier die in den vorangegangenen Kapiteln dargestellten Entwicklungen empirisch nachgewiesen. Die gezogenen Schlussfolgerungen fallen im Vergleich zu den deutlichen Ergebnissen etwas zaghaft aus. Zumindest lesen sich die Tipps „Krankenhausarbeiter_innen möglichst interaktiv anzusprechen und ‚mitzunehmen‘ [...], Veränderungen [...] partizipativ

zu gestalten“ und die konkreten Empfehlungen für eine solche Umsetzung „durch externe Arbeitswissenschaftler_innen durchführen zu lassen“ (S. 144), nicht mehr wie eine grundsätzliche Kritik an der Entwicklung der (Arbeits-)Welt.

Das *fünfte Kapitel* beginnt mit einem interessanten und fundierten Einblick in den Taylorismus, die „survival of the fittest“-Ideologie von Herbert Spencer und den Utilitarismus. Es wird deutlich, wie diese Strömungen zur Herausbildung der Idee einer „natürlichen Ungleichheit“ der Menschen beitrugen und schlussendlich auch zur Entstehung einer Gesellschaft, in der sich „das gesamte Leben um die Sonne der Arbeit drehte“ (S. 146). Die Molekularbiologie lieferte in den 1930er und 1940er Jahren vermeintliche Nachweise für die Vererbbarkeit dieser postulierten Ungleichheit und erklärte sie damit für unabänderlich, da naturgegeben: „Gesundheit, Krankheit, Denken und Fühlen – alles habe, so die Behauptung der „life science“, eine physikalisch-chemische Grundlage, die ‚ohne Rest‘ alles erklären könne“ (S. 148). Diese Denkweise mündete dann schließlich in wissenschaftliche Begründungen für die Unterscheidung zwischen „biologisch wertvoll und weniger wertvoll, in stark und schwach, leistungsfähig und minderleistungsfähig“ (S. 148). Im Weiteren legt Hien dar, dass diese „wissenschaftlichen“ Erkenntnisse nicht ohne die dazugehörige Idee vom Menschen zu denken sind, ja dass die grundsätzliche Verortung des Sinns menschlichen Lebens in der Verwertbarkeit dieses Lebens im Rahmen kapitalistisch organisierter Produktionsprozesse zwangsläufig solche Erkenntnisse hervorbringt. Als Gegenentwurf stellt er eine Welt, die sich an den Bedürfnissen von Menschen ausrichtet, gegenüber. Diese würde, so der Autor, „die gegenseitige Hilfe, die Solidarität und die ‚Verantwortung vom Anderen her‘ (Levinas) in den Mittelpunkt“ rücken (S. 149).

Wieder mit Bezug auf die historische Entwicklung sucht der Autor Ansätze aufzuzeigen, welche möglichen Wege aus belastenden Arbeitsbedingungen herausführen könnten. Der Variante der Technisierung und Automatisierung besonders belastender Arbeitsschritte wird dabei eine klare Absage erteilt, da Arbeit auch dann „häufig immer noch ent-

fremdet und damit auch psychisch belastend“ sei (S. 150). Ebenso abgelehnt wird eine „Fetischisierung“ von Gesundheit, die letztendlich zu einer Abwertung alles Nicht-Gesunden führt, eine Weltanschauung, die in der Nazi-Ideologie ihren bisherigen Höhepunkt fand. Mit dem sozialmedizinischen Ansatz von Ludwig Teleky oder Edmund Husserls Phänomenologie sowie der daran anknüpfenden Kritischen Theorie beschreibt der Autor Auswege aus der Eindimensionalität des Denkens, die jedoch recht abstrakt bleiben.

Der Text „Leiblichkeit“ (S. 161–179) beschließt das letzte Kapitel des Buches. Hier wird noch einmal verdeutlicht, dass die üblich gewordene Trennung zwischen Körper und Geist/Seele als Erkenntnis unter bestimmten Bedingungen (namentlich: tayloristischen Lebens- und Arbeitsbedingungen) zu betrachten ist und eine „Wiedervereinigung“ dieser getrennt gedachten Instanzen im Begriff „Leib“ in der theoretischen Diskussion verdeutlichen kann, dass Körper und Geist keine verschiedenen Instanzen sind, sondern untrennbar miteinander verbunden, sich gegenseitig beeinflussen und bedingen.

Bilanzierend kann zunächst angemerkt werden, dass die Zusammenstellung der Texte gut gewählt ist. Auch wenn diese in unterschiedlichen Kontexten und zu verschiedenen Zeitpunkten entstanden sind, verdeutlichen sie insgesamt die Kontinuität und die Zusammenhänge zwischen Wissenschaft und gesellschaftlicher Realität. Neben dem Effekt, auf diese Weise die „Herrschaftsfreundlichkeit“ der Wissenschaften zu thematisieren, werden die dramatischen Auswirkungen überdeutlich: An vielen Beispielen erweist sich die Wissenschaft nicht als Methode des Erkenntnisgewinns, sondern als Werkzeug zur Umdeutung von Erkenntnissen in gesellschaftlich erwünschte Scheinwahrheiten. Dies in vielfacher Hinsicht und an zahlreichen Beispielen verdeutlicht zu haben, ist eines der großen Verdienste dieses Buches. Der Umstand, dass die Texte (bis auf eine Ausnahme) unabhängig voneinander entstanden sind, führt zugleich dazu, dass sich manche Argumentationen wiederholen und andere nicht unmittelbar aneinander anschließen. Auch auf inhaltlicher Ebene sind hierdurch Widersprüche entstanden, wie zum

Beispiel die Darstellung einer Überidentifikation mit der Arbeit einerseits und andererseits die Beobachtung, dass einem Großteil der Arbeitnehmer „kaum etwas ferner liegt, als sich mit ihrer monotonen und auszehrenden Arbeit zu identifizieren“.

Vorschläge und Ideen für mögliche positive Veränderungen der Arbeitswelt bleiben verständlicherweise relativ abstrakt („Recht auf ein menschenwürdiges Leben“), machen jedoch deutlich, dass Veränderung von der Zielvorstellung her gedacht werden muss. Das Buch bietet zahlreiche Anknüpfungspunkte für weitere Diskussionen, wie zum Beispiel die Frage, wie eine Gesellschaft denn aussehen könnte, in der die freie Entfaltung des Individuums als Dreh- und Angelpunkt gesellschaftlicher Entwicklung betrachtet wird. Die gewählte historische Herangehensweise an die Arbeitsmedizin belegt mit erschütternder Deutlichkeit, dass Wissenschaft nicht neutral ist. Es gelingt dem Autor, durch die Aufzählung nüchterner Fakten zu zeigen, wie drastisch sich die Nähe von Wissenschaft und Herrschaft auf Forschungsbestrebungen, Forschungsergebnisse, aber auch auf die Interpretation und den Umgang mit Forschungsergebnissen auswirkt. Dieser Ansatz hebt das Buch aus dem gängigen Kanon der gesundheitswissenschaftlichen Literatur im Bereich Arbeitsmedizin / betriebliche Gesundheitsförderung hervor. Darüber hinaus macht die Fülle und Auswahl der Quellen diese Veröffentlichung zu einem einzigartigen Fundus. Die unumstrittene Stärke des Buches liegt ganz eindeutig in der Herstellung der Verbindung zwischen gesellschaftlichen Entwicklungen, Menschenbild und Arbeitswelt. All dies macht es zu einer sehr anregenden und lohnenswerten Lektüre.

Veronika Müller

Dies ist eine Veröffentlichung der **Sozial.Geschichte Online**
lizenziert nach [Creative Commons – CC BY-NC-ND 3.0]

Sozial.Geschichte Online ist **kostenfrei und offen** im Internet zugänglich. Wir widmen uns Themen wie dem Nationalsozialismus, dessen Fortwirken und Aufarbeitung, Arbeit und Arbeitskämpfen im globalen Maßstab sowie Protesten und sozialen Bewegungen im 20. und 21. Jahrhundert. Wichtig ist uns die Verbindung wissenschaftlicher Untersuchungen mit aktuellen politischen Kämpfen und sozialen Bewegungen.

Während die Redaktionsarbeit, Lektorate und die Beiträge der AutorInnen unbezahlt sind, müssen wir für einige technische und administrative Aufgaben pro Jahr einen knapp fünfstelligen Betrag aufbringen.

Wir rufen deshalb alle LeserInnen auf, uns durch eine **Spende** oder eine **(Förder-)Mitgliedschaft** im *Verein für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts e.V.* zu unterstützen, der diese Zeitschrift herausgibt und gemeinnützig ist.

Spenden und Mitgliedsbeiträge sind steuerabzugsfähig, deswegen bitten wir, uns eine E-Mail- und eine Post-Adresse zu schicken, damit wir eine Spendenquittung schicken können.

Die Vereinsmitgliedschaft kostet für NormalverdienerInnen 80 € und für GeringverdienerInnen 10 € jährlich; Fördermitglieder legen ihren Beitrag selbst fest.

Mitgliedsanträge und andere Anliegen bitte an

SGO-Verein [at] janus-projekte.de oder den

Verein für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts e.V.
Cuvrystraße 20a
(Briefkasten 30)
D-10997 Berlin

Überweisungen von Spenden und Mitgliedsbeiträgen bitte an

Verein für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts e.V.
IBAN: DE09 1002 0500 0001 4225 00, BIC: BFSWDE33BER,
Bank für Sozialwirtschaft